Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“ erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe, und des Montags, an dem es nur in einer Abendausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlin's bei allen Postanstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Belgiens, der Niederlande (Holland), Rußlands, Dänemarks, Schwedens und Norwegens und der Donaufürstenten; in Berlin bei der Expedition Jerusalemerstr. 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstr. 66; Filiale Königstadt: Königstr. 55; Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 41; beiallen Zeitungsspeditoren und Stadtpostämtern.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis auf das „Berliner Tageblatt“ nebst den illustr. Blättern „ULK“, der „Deutschen Reichshalle“ und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau u. Hauswirthschaft“ beträgt vierteljährlich 5 M. 25 Pf., monatlich 1 M. 75 Pf. (für Berlin incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblatt 25 Pf. Extra-Gebühr pro Monat); für das Ausland direct pr. Kreuzband 13 M. pro Quartal. — Inserate à Zeile 50 Pf. (Berliner „Stadt-Anzeiger“ 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstr. 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstr. 66, Königstr. 55, Prinzenstr. 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nr. 213. Berlin, Mittwoch, den 7. Mai 1884. XIII. Jahrgang.

Für Bade-Gäste und Touristen

haben wir ein **Wochen-Abonnement** eingerichtet, wodurch es ihnen ermöglicht ist, auf jede beliebige Zeitdauer das „Berliner Tageblatt“ unter Kreuzband zu beziehen. Gegen Franco-Einsendung des Betrages von

1 Mark pro Woche für Deutschland, Oesterreich-Ungarn, die Schweiz und für alle zum Weltpostverein gehörigen Staaten wird das „Berliner Tageblatt“ einmal täglich franco unter Kreuzband versandt. Bei **täglich zweimaliger** Zusendung beträgt das Abonnement für Deutschland und Oesterreich-Ungarn:

1 Mark 20 Pf. pro Woche,

für das Ausland: **1 Mark 30 Pf. pro Woche.**

Etwaiger Wohnungswechsel ist mindestens zwei Tage vorher anzuzeigen. Gefl. Bestellungen bitten wir den Abonnementsbetrag in Briefmarken beizufügen.

Auf den Postämtern abonnirte Exemplare unseres Blattes können innerhalb des Deutschen Reiches gegen eine an das Kaiserliche Postamt zu entrichtende Gebühr von 50 Pf. (nach Oesterreich-Ungarn 1 Mk.) von einem Orte zum anderen überwiesen werden. In solchem Falle wollen sich unsere geehrten Abonnenten direkt an dasjenige Postamt wenden, bei welchem sie abonnirt haben.

Expedition des „Berliner Tageblatt“, Berlin SW.

Des Buß- und Bettags wegen erscheint die nächste Nummer dieser Zeitung Donnerstag, den 8. Mai, Abends.

Die Gesammtheit und der Einzelne.

Man faßt die Geschichte der Menschheit als die natürliche Entwickelung eines einheitlichen Organismus auf, die einem Idealzustand der Vollkommenheit entgegenstrebe. Im Großen und Ganzen mag das gelten; falsch aber ist es, einzelne geschichtliche Erscheinungen als bestimmte Entwickelungsstufen des Geistes anzusehen; es ist darum falsch, weil dabei die Menschheit als Ganzes außer Acht gelassen wird. Trotzdem sind wiederholt Versuche einer solchen Darstellung gemacht worden. Das bekannteste Beispiel ist wohl Hegels berühmte „Phänomenologie des Geistes“; auch diese wollte die von Hegel charakterisirten Entwickelungsstufen des Geistes als geschichtliche Zustände in der Entwickelung der Menschheit nachweisen. Hier und da überrascht die Eigenthümlichkeit der Beleuchtung, in welche bei solcher Auffassung dieses und jenes weltgeschichtliche Ereigniß gerückt wird; daneben aber, wie unsäglich viel Gewaltsamkeit und Verschrobenheit, um den Grundgedanken durchzuführen! Lessing sagt: „Aus ein paar angenommenen Worterklärungen Alles was wir nur irgend wollen abzuleiten, darauf verstehen wir Deutschen uns trotz einer Nation in der Welt.“ Und darin hat er nicht Unrecht.

Das Alles hat aber einen namhaften Schriftsteller, den bekannten Edgar Bauer, nicht abzuschrecken vermocht, nochmals sein Heil auf dem alten Irrwege zu versuchen, und zwar in seiner soeben erschienenen Schrift: „Das Kapital und die Kapitalmacht.“*) Er unterscheidet da, wie schon Andere vor ihm, die beiden Arten des Eigenthums, das Grundeigenthum und das Geldeigenthum, und stellt den Satz auf, daß die Haupterscheinungen in der Geschichte der Menschheit lediglich auf die Spannung, Versöhnung, Wiederentzweiung und den Kampf zwischen jenen beiden Eigenthumsarten zurückzuführen seien. Er sucht das im Einzelnen durch eine Fülle historischer Beispiele nachzuweisen.

Höchst seltsam! Wir Alle haben auf der Schulbank die Ereignisse an unserer Seele vorüberziehen sehen, von denen hier die Rede ist. Der Raub der Sabinerinnen durch die Römer, der Riesenkampf zwischen Rom und Carthago, die Feldzüge der Perser gegen die Griechen, die Gesetzgebung Solons in Athen, diejenige Lykurgs in Sparta, das Alles hat sich unserm Gedächtniß eingeprägt, aber nie und nimmer hätten wir uns träumen lassen, daß alle diese Denkwürdigkeiten eigentlich um keines andern Zweckes willen sich zugetragen haben, als um den Ausgleich zwischen Grund- und Geldeigenthum zu schaffen. Diese wunderbare Entdeckung verdanken wir einzig Herrn Edgar Bauer.

Es erweckt ein unbeschreiblich komisches Gefühl, den phantasiereichen Schriftsteller mit der Zauberlaterne seiner vorgefaßten Meinung jene alten Geschichten beleuchten zu sehen — ein komisches Gefühl und doch auch ein seltsames Interesse, das sich um so mehr steigert, als es ihm wirklich mitunter gelingt, seinen Erklärungsversuch ganz annehmbar erscheinen zu lassen. So führt er uns durch die Geschichte bis auf die Tage, in denen wir leben, und wir begleiten ihn auf Schritt und Tritt mit Spannung, immer in der Hoffnung, schließlich das Wort zu finden, welches das Räthsel löst. Aber dieses Wort findet sich nicht. Wir wollen wissen, wie unsere Zeit den Gegensatz zwischen Grund- und Geldeigenthum überwinden soll, aber wir erfahren es nicht. Und doch hat der Verfasser darin Recht, daß diese Frage unter verschiedenen Gestaltungen zu allen Zeiten die Menschheit bewegt hat und daß auch die ganze hochgestiegene Spannung und Unruhe der Gegenwart allein auf sie zurückzuführen ist.

Was aber in dem Buche nicht unmittelbar ausgesprochen ist, das ergiebt sich vielleicht, wenn man den Anregungen folgt, die aus demselben nachwirken. Nun streift der Verfasser selbst einige Male den Gedanken, daß die Lösung auf dem Gebiete der Moral zu suchen sei, aber er huscht darüber hin, wie der Hahn über die glühenden Kohlen. Nicht zu verwundern! Denn er spricht vom Kapital und von der Kapitalmacht wie von elementaren Naturgewalten, und bei solchen kann natürlich von Moral nicht die Rede sein. Aber wenn auch das Kapital an sich einer blinden Naturmacht gleicht, so ist doch der Mensch, in dessen Händen es liegt, nicht gleichermaßen blind. Wenigstens darf man mit Fug den Anspruch an ihn erheben, daß er als ein mit Vernunft und Sittlichkeit begabtes Wesen sich verantwortlich fühle für die Wirkungen, die sein Besitz auch ohne sein Zuthun ausübt. Und wenn nun nachzuweisen wäre, daß diese Wirkungen für die Allgemeinheit schädlich und nachtheilig sind, so sollte sich wohl für den Einzelnen die moralische Verpflichtung ergeben, das Interesse der Allgemeinheit über sein persönliches Interesse zu stellen und den der Allgemeinheit zugefügten Nachtheil wieder auszugleichen.

Um eine solche Verpflichtung als begründet anzuerkennen, ist es nöthig, sich über das Verhältniß des Einzelnen zur Allgemeinheit klar zu werden. Vorweg muß man festhalten, daß diese Allgemeinheit uns in zweifacher Gestalt entgegentritt, als Staat und als Gesellschaft. Beides sind zwei grundverschiedene Begriffe. Der Staat ist die Form, die Gesellschaft ist der Inhalt. Der Staat ist nach außen die Machtform, nach innen die Rechtsform, in welcher die Gesellschaft ihr Dasein auslebt. In jener wie in dieser Eigenschaft, als Macht- wie als Rechtsinstitution ist der Staat religionslos, denn er bezieht sich schlechthin auf die Gesammtheit als solche. Nicht religionslos aber ist die Gesellschaft, denn diese besteht aus den Einzelnen, und jeder Einzelne hat nicht nur Religion, sondern gehört einer besonderen Konfessionsgemeinschaft an. Das Trennende dieser Konfessionen sind ihre Glaubenssätze, aber wie verschieden diese auch sein mögen, in Einem sind alle Religionsgemeinschaften gleich, und das ist das Sittliche. Das Sittliche ist daher die einheitliche Grundlage, auf der die Gesellschaft ruht.

Der Kern aller Sittlichkeit aber ist die Verleugnung des Ich. Mit anderen Worten, der einzelne Mensch kann seine Sittlichkeit nur dadurch bethätigen, daß er freiwillig darauf verzichtet, alle seine Rechte bis auf den letzten Punkt ausschließlich in seinem Selbstinteresse auszunutzen. Für sich ist der Einzelne zwar das, was er ist, nur vermöge seiner Individualität, seines Ich, aber thatsächlich könnte er für sich, das heißt losgelöst von allen Beziehungen zur Menschheit, zur Allgemeinheit, überhaupt nicht bestehen; er ist nur denkbar als Wesenstheil der Gesammtheit; was er ist und was er hat, das dankt er ihr; die Gesammtheit, in der

*) Leipzig bei Eugen Grimm.

Auf der rauhen Alb.

Novelle

von

E. Vely.

(2. Fortsetzung.)

Drüben am Tisch klappern die Fünf mit den Löffeln, mit dem Reden halten sie sich nicht lange auf.

Minuten sind vergangen, da sagt der fremde Bauer wieder:

„Eins weiß i, das weiß i schon jetzt! Unrechte Späß darf sich Keins mit Euch erlauben. Den wollt i einmal sehn, der das fertig brächt. Den wies'i Ihr heim — o je, o je!“

Judith blickt auf ihre Schürze nieder, ein Lächeln fliegt um ihre dunkelrothen Lippen, dann fragt sie: „Woher wißt Ihr denn das so gar genau?“

Er legt den Löffel hin und sieht sie prüfend an.

„I bin Calixt Staufen — und i kenn mi aus mit den Weibern!“

Es ärgert sie etwas in seinem Ton und Blick, ganz kurz entgegnet sie:

„Nun, da ist Euer Nam' aber gar nix Besonderes, arg wüst ist er, sollt i meinen. Gelt, Euch thut er auch nit gefallen? Calixt — o je!“

„Oho!“ entgegnet er und richtet sich auf, „der kann Jedeinem behagen. Wer der Calixt Staufen ist, das habt Ihr hier in Eurem Felsschlupf doch wohl längst gewußt?“

„Nein, gar nix wissen wir!“ ruft die junge Frau übermüthig, „so groß muß Euer Ruhm halt doch noch nit sein, sonst könnt man Eur' Konterfei wohl bei den Händlern kaufen. Drüben, da hab i den König und die Königin und den Kaiser und den Bismarck, arg schön in bunten Farben, Euch noch nit!“ Und sie lacht so hell, daß die Leute am andern Tisch herüber schauen.

Purpurroth wird Calixt Staufen im Gesicht und er wirft den Löffel unsanft auf den Teller zurück, daß die Suppe weithin spritzt über das saubere Tuch.

„So! solch Eine bist, solch Eine, die ihren Spaß hat an ordentlichen Leut! Ei, schau Du! So lachen kannst? O, wahr Dir! Ueber den Staufendauer hat noch Niemand gelacht, der mit dafür bezahlt hätt.“ Er schlägt mit der Faust auf den Tisch. „Wenn Du so Eine bist, da dank i Dir nimmer — wenn Dein Spott das Brod sein soll zu der Suppen —“

Etwas blasser sieht die junge Wittwe aus, aber völlig ruhig kann sie sagen: „So, darum bist wohl berühmt und bekannt, weil Du so wüst thun magst?“

Das bringt ihn zu sich, er zieht beschämt seine Hand vom Tisch zurück, eingeschreckt hat er das hübsche Weib nicht, hat er sie verächtlich Du genannt im Zorn, hat sie's ihm ruhig wiedergegeben — solch eine Besondere ist ihm noch nicht vorgekommen.

„Nun, i meint' nur so, 's war Spaß, wie bei Euch auch,“ sagt er kleinlaut. „Die Supp' ist gut und i schenk Euch kein Löffel! Und was das Andere sein sollt — i hab Batzen und das Gut am Hohenstaufen, deswegen kennt man mi da herum!“

„Wüthige Mannsbilder, von denen halt i nix und fürcht' mi auch nit!“ meint Judith und sieht's gern, daß ihm auch noch der Rest der Suppe schmeckt. „Ja fürchten thu i mi erst recht nit vor so Einem!“

Er lacht. „Mußt einen Wüsten gehabt haben, daß Du daran gewöhnt bist.“

„Erst nit! Der Erpfle war sanft wie ein Kind. Der hat mit seinen siebzig Jahren auch gar nit so poltern können,“ sie trocknet dabei mit einem Tuch sorgsam die Flecke auf, welche er vorhin gemacht.

„So,“ sagt Calixt und sieht ihr zu, „solch ein' Alten hast gehabt? Wohl um die Batzen hast ihn genommen? O, die Weibsleut! Und nun schaust nach einem Jungen aus, gelt, i hab's errathen! O, Weibsleut!“

Da steht sie plötzlich hoch aufgerichtet vor ihm, die schwarzen Augen flimmern in einem hellern Licht.

„Calixt Staufen, wenn i mi unter dem eigenen Dach soll kränken lassen, von so Einem, wie Ihr seid! Schaut, i muß ja denken, da wär's besser, Ihr wäret in dem Eis stecken blieben! Ja, das müßt i!“ Dann wendet sie sich ab und gleitet schattenhaft schnell nach dem Hintergrund, wo man nichts von dem Streit der Beiden gewahrt hat, und fragt, ob's gemundet hat und was sie noch herbringen soll.

Der Bauer blickt ihr erstaunt nach, dann nickt er, und endlich kommt ihm ein Lächeln.

„Schau', Calixt, da bist abtrumpft! Und schad't nix, sie hat Recht damit. Das ist eine Schneidige! So Eine, die thät zu mir passen! Ja, mit der käm' i aus.“ Ein Schatten legt sich über sein Gesicht, er stützt den Kopf auf die Hand und blickt auf den Boden nieder und zweimal seufzt er.

Die Wittwe hantirt im Raume hin und her, die Mägde tragen die Reste der Mahlzeit hinaus, der Sturm tobt noch ärger um die Mauern, das Vieh brüllt ängstlich.

Endlich kommt die Hausfrau heran und weckt den Bauer mit ihrer Frage aus seinem Hinbrüten.

„Nun ist's wohl Zeit, daß i Euch zeig, wo Ihr schlafen sollt?“

Er sieht ihr ernst in das schöne Gesicht.

„Da herunten im Schnee, was?“ fragt er spöttisch; sie achtet nicht auf den Ton.

„Ihr seid zu Gast im Albschlößle!“ antwortet sie stolz, „und da ist man gewöhnt, sein Bestes zu bieten. Kommt!“

Er steht willig auf, sie nimmt die Lampe und geht vor ihm her, er folgt ihr durch einen engen Gang, dann treten sie in das Thurmstübchen. Gar freundlich ist das mit modischen Möbeln, und von den Wänden blicken Spiegel und die bunten Bilder herab, von denen Judith vorhin gesprochen. In einer Mauernische steht das Bett mit den saubern, weißen Kissen.

„I wünsche Euch eine gute Nacht!“ sagt das junge Weib, stellt die Lampe auf den Tisch und ist verschwunden.

Calixt bleibt in der Mitte des Raumes stehn, schaut sich um, nickt den Bildern zu, streicht sich über die Stirne und meint:

„Wir ist lang nit so wunderlich gewesen und so miserabel zugleich. Und miserabel war's, was i gesagt hab. I schäm mi — und Abbitt möcht i thun! I thät's auch, wenn i nit der Calixt Staufen wär — aber der kann's doch nit! Nein, gewiß nit!“

Auch hier brennt ein behagliches Feuer, er wirft den Rock ab und spricht dann darauf nieder.

„Der da hat ihrem Mann gehört! So Einer, freit mit seinen Jahren eine saubere junge Dirn! Den möcht' i kennt haben!“ Ein kurzer Fluch kommt hinterher, dann ein rauhes Lachen: „Und nun schlupft kein Geringerer in sein Gewand als der Calixt Staufen!“ Sein eigner Name fällt ihm zum ersten Male auf, das junge Weib hat darüber gespottet.

„Oho, oho!“ ruft er mit leichtem Grimm, „i wollt' nur sehn, Du Trutzige Du, wann i zur rechten Zeit vor Di hintreten wär'